

Nr. 135. Bromberg, den 14. Juni 1935

Der Gemsjäger vom Bernina-Paß.

Roman von O. v. Hanstein.

(8. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Der Amtsrichter sah kopfschüttelnd den Assessor an.

„Wissen Sie, lieber Kollege, der Mann hat etwas so Treuherziges, Offenes. Der kommt mir wirklich nicht vor wie ein Mörder."

Er ließ sich telephonisch mit München verbinden und sprach mit dem Landgerichtsdirektor.

„Einfach liegt der Fall nicht. Natürlich hat der Kerl d n Jäger im Jähzorn oder aus Angst vor seiner Verhaftung erschossen, aber — er leugnet — er beruft sich auf seine bayrische Staatsangehörigkeit, die wir natürlich erst nachprüfen müssen. Am besten, Sie schicken den Kerl hierher nach München. Der Fall wird ja doch hier erledigt werden müssen."

Schon am Nachmittag wurde die Zellentür wieder geöffnet.

„Schnell fertigmachen, es geht fort."

Xaver sprang auf.

„Wollens mi ausliefern?"

„Soweit sein mir noch net. Vorläufig nach München."

„Dann ists scho recht."

Er folgte wieder willig, wurde gefesselt, ließ es schweigend geschehen, saß wieder zwischen zwei Transporteuren und wurde nach München gebracht.

*

In Chur hatte sich der Richter den Inspektor kommen lassen.

„Es hat keinen Zweck, die alte Hexe hier festzuhalten. E. ist ihr nichts nachzuweisen, als daß sie ihrem Sohn den Rat gegeben hat, zu flüchten, und ihm eine Feile und Geld zusteckte. Meuterei liegt nicht vor, gewaltsame Befreiung eines Gefangenen auch nicht, und eine solche Beihilfe einer Mutter dem Sohne gegenüber ist leider nicht strafbar. Lassen Sie die Frau vorführen."

Barbara Kernbacher trat ein und hatte ein starres Gesicht.

„Frau Kernbacher, Sie sind vorläufig entlassen."

„Schon recht, Herr Richter, hab's gewußt, daß mi gehen lassen müssen."

Ein Telegramm wurde gebracht. Nun hatte der Richter ein siegesfrohes Lächeln um seinen Mund.

„Hat Ihnen nichts genutzt, Frau Kernbacher. Er sitzt schon wieder fest."

„Was net sagen. Hoffentlich net zu weit für mi!"

„Doch etwas weit! Ihr Sohn war vernünftiger als Sie. Er hat sich in Lindau in Bayern freiwillig gestellt."

„Gott sei gelobt und die Jungfrau Maria!"

Der Richter wunderte sich über die Frau.

„Nun freuen Sie sich?"

„Weil's gelungen ist, wie es sollt. Dös es wissen, Herr Richter, der Xaver ist keiner, der ausreißt vor einer verdienten Strafen und die Kernbacherin ist die letzte, die dazu hilft. Büßen soll er wegen der Gams und will's auch. Aber ein bayrisches Gericht wird kan Bayern wegen an Mord oder Totschlag verurteilen, den er net begangen. Weiter sollt's nix. Nur nach Bayern wollt er herüber. Grüßt, Herr Richter, nun haben's mir noch a Geschenk gemacht zuletzt."

Mit hocherhobenem Kopf und ein triumphierendes Lächeln um die verrunzelten Lippen ging die Alte hinaus, und der Richter zuckte die Achseln.

„Da soll einer wissen, was in so einem verdrehten Kopf dieser Bergmenschen vorgeht. Wir werden sofort in München die Auslieferung beantragen.

Wer in der Schweiz ein Verbrechen begangen, gehört auch vor ein Schweizer Gericht. Übrigens — wir wollen nach Pontresina schreiben. Wenn die Frau noch Bayerin ist — wir werden das Weib einfach ausweisen lassen. Dazu genügt diese Tat der Gefangenenbefreiung vollauf."

*

In derselben Nacht, in der Xaver von Lindau nach München gebracht wurde, saß Mutter Kernbacher wieder in der Bahn, ganz in eine Ecke verkrochen, und reiste nach Pontresina zurück. Jetzt erst, nach dem ihr gelungen was ihr ein Gedanke eingegeben, brachen ihre starken Nerven zusammen, und Tränen rieselten über ihre runzligen Wangen. Tränen, wenn sie die stolzen Berggipfel, den weißen Schnee der Gletscher sah, auf denen ihr Xaver so gern umhergestiegen. Nun saß er wohl in München und starrte aus vergitterten Fenstern hinaus in das Grau dieser Häusermassen, die er nicht kannte, denn er war ja ein Kind gewesen, seit sie hinauszogen in die Schweiz.

Vier volle Tage hatte Josepha indessen in Sankt Moritz in der Herberge gewohnt. Kein Hotel, an dem sie nicht angeklopft hätte.

„Jetzt willst Stellung? Jetzt, wo die Fremden abziehen? Bist net klug. Kannst vielleicht anfragen, wann der Wintersport losgeht, so um Weihnacht herum."

Am vierten Abend stand sie ganz zusammengeduckt vor des Vaters Bauernhaus in Pontresina. Der Vater trat eben heran.

„Da schau eins! Die Josepha! Was willst?"

Rauh war die Ansprache des zornigen Mannes

„Heim will i."

„Hab's dir gesagt! Was bist net mitkommen, als i auf der Alp war. Weißt jetzt wohl Bescheid, was der Xaver für ein Hallodri ist."

Er ist kein Mörder."

„Ist heimlich ausgebrochen aus dem Gefängnis in Chur. Wirst schlau genug sein, daß du weißt, daß einer mit gutem Gewissen net ausbricht."

Josepha, die von alledem nichts wußte, starrte ihn an.

„Was hat er getan?"

„Bist schwerhörig worden? Ausgebrochen! Die Stäbe zerfeilt! Herunter zum Fluß! Geflohen ist er. Kannst ihm ja nach, wann du willst."

„Dös kann i net glauben."

„Glaubs net, wann du's net magst. Will dir noch etwas sagen. Der Jager Niklas hat heut vorgesprochen. Die alte Hexen, die Barbara, hat dem Sohn geholfen bei der Flucht. Ist schon a Ausweisungsbefehl gegen sie da, wird schon über die Berge sein, nach Bayern hinaus. Dahin ist er ja a, der Hallodri, der elendige."

Nach Bayern?"

„Nach München, wanns wissen willst. Bis sie ihn ausliefern. Hoffentlich ist die Alte auch schon über alle Berg. Steh net so herum! Scher di eini! Bin schließlich kein Rabenvater, der die eigene Tochter verkommen läßt, und — hast ja gesorgt, daß es überall bekannt wurde, daß du es mit dem Lumpen gehalten. Stellung kriegst nimmer. Mußt sehen daß du's im Frühjahr machst wie die Pia und nach dem Italienischen gehst, wo man's net weiß. Nach Mörderbräuten ist net viel Nachfrag in Pontresina."

Wie glühende Zangen bohrten sich die Worte des Vaters in Josephas Herz, und doch wußte sie nicht zu antworten. Sie mußte ja ein Dach haben über ihrem Haupte!

Wortlos folgte sie dem Wink des Vaters und trat in das Haus. In ihr Elternhaus, das ihr so fremd geworden, seit der Vater nach dem Tode der Mutter die junge Afra geheiratet hatte, die kaum viel älter war, als sie selbst, und die auch die junge Schwester Pia in die Fremde getrieben hatte. Nun stand die Afra in der Diele und sah die Josepha mit bösem Blick an. Wußte, wie diese den Vater gebeten hatte, von ihr zu lassen, und wagte es jetzt doch nicht, der Stieftochter das Elternhaus zu verbieten.

„Die Kammer der Lies ist frei. Zum Winter brauchen wir keine Magd."

Weinend saß Josepha, die stolze Josepha, auf ihrem Bett in der folgenden Nacht und fand keinen Schlaf. Nun, wo sie selbst unschuldig litt, kam es ihr erst recht zum Bewußtsein, wie der Xaver leiden mußte, wenn er nun unter solchem Verdacht stand.

Unwillkürlich hatte sie ihr Bündel geöffnet, nahm ihre paar Sachen heraus, die sie mit auf der Alp Saffal Masone gehabt. Der freien, schönen, herrlichen Alp, wo sie ein gutes Leben geführt.

Da fiel ein Zettel zur Erde, sie bückte sich und — ein neuer Gedanke zuckte in ihr auf.

„Frau Regierungsrat Schwedler, München, Schellingstraße 47."

Das war die Adresse jener Dame, die vor Monaten dreimal auf der Alp gewesen.

„Wenn Sie einmal in die Stadt wollen, ich habe immer gern ein Mädchen aus den Bergen haben wollen, und Sie gefallen mir."

So hatte die Dame gesprochen, jetzt stand es ganz deutlich vor ihren Augen. Eine feine Dame mit einem freundlichen Gesicht.

Als am nächsten Tage der Vater sie fortschickte, um etwas einzukaufen beim Krämer, ging sie zur Post und kaufte sich eine Karte.

„Liebe Frau! Wann Sie mi haben wolln, i kimm scho. Sie brauchen nur schreiben! Es grüßt Josepha Collina in Pontresina, beim Collinabauern, im Sommer auf Alp Saffal Masone."

Es waren unorthographische, verkrakelte Züge, denn das Briefschreiben war ihre Stärke gewiß nicht, aber als die Karte wirklich in München bei der Regierungsrätin ankam, lachte diese hell auf, und der Herr Rat nahm ihr das Blättchen fort und lachte gleichfalls.

„Was wird die „liebe Frau" antworten? Willst du sie kommen lassen?"

„Warum nicht? Die Mädels in der Stadt taugen zumeist nichts. Was schadet es? Wenns nicht geht, dann kündigt man wieder."

Drei Tage später trat der Bauer Collina zu Josepha.

„Sepha!"

„Was ist Vater?"

Sein Gesicht sah nicht gut aus.

„Ein Brief für das Fräulein Josepha Collina aus München? Wohl gar aus dem Gefängnis?"

„Mach ihn auf Vater."

Und dennoch war es dem Vater fast lieb als er las, daß die Regierungsrätin es mit der Josepha versuchen wollte. Den ganzen Winter die Afra und die Tochter zusammen?

„Darf i, Vater?"

„Wegen meiner, bist ja mündig, kannst tun was du willst, nur mach mir keine Vorwürf!"

So kam es, daß, als eben der erste Winterschnee über die Täler des Engadin einherbrauste, die Josepha Collina in der Bahn saß, die letzten Ersparnisse von der Alp zusammengerafft hatte, um das Billett zu bezahlen und — in die Welt hinausfuhr.

5.

„München, Hauptbahnhof! Alles aussteigen!"

Josepha fuhr aus tiefem Schlaf auf. Der erste Teil ihrer Reise durch die Schweiz bis nach Rohrbach war ihr verhältnismäßig schnell vergangen. Es waren ein paar Madeln aus Basel und Konstanz mit im Abteil gewesen, die für die Sommerszeit in den Hotels in Stellung waren und nun heimkehrten.

Der ganze Lärm des großen Bahnhofs brandete auf sie ein. Das Pfeifen der Lokomotiven, das Hasten und Drängen der Menschen, die kleinen elektrisch betriebenen Gepäckwagen mit ihren schreienden, Platz heischenden Männern, die Rufe der Zeitungsverkäufer. Sie mußte einen Augenblick stehenbleiben und sich sammeln. Dann kam sie fast als letzte zur Bahnsteigsperre und trat aus der Vorhalle auf den großen Platz hinaus.

Es war ein häßlicher, kalter Herbsttag. Nebel lag in den Straßen, graupelnder Regen fegte ihr in das Gesicht, elektrische Bahnen klingelten, Autos hupten.

Josepha stand still an der Bordschwelle. Zum ersten Male drang der Trubel der Großstadt auf sie ein. Sie fror und hatte ein Gefühl der Verzagtheit, ein Grauen vor all diesem Lärm, vor diesen fremden Menschen.

Aber das Sepherl, das gewohnt war, auf eigenen Füßen zu stehen, schüttelte mit einer trotzigen Bewegung den Kopf.

„Lächerlich wär's, wenn i mi fürchen wollt, wo sich die da alle net fürchten."

Trotzdem überlegte sie lange. Wie sollte sie die Straße finden, in der die Regierungsrätin wohnte? Da standen ein paar Schupos, aber seit die Gendarmen den Xaverl abgeführt hatten, war eine Scheu in ihr gegen alles, was Polizei hieß. Irgendeinen dieser hastenden Menschen fragen?

„Nimm di in acht, es sind zumeist Lumpen in so aner Großstadt!"

Das hatte wieder der Pfarrer gesagt, als sie vor der Abreise im kleinen Bergkirchlein noch einmal zur Beichte gegangen. Sicher wars net wahr, aber — sie sahen auch gar nicht freundlich aus und hatten es anscheinend alle eilig. Endlich bemerkte sie, daß eine ältere Frau mit einer Binde um den Arm sie beobachtete und nun auf sie zutrat.

„Sie sind fremd in München?"

„Dös scho."

„Wollen Sie eine Stelle suchen? Ich bin von der Bahnhofsmission."

Jetzt fiel der Josepha ein, daß ihr der Pfarrer von solchen Frauen erzählt hatte.

„Eine Stelle hätt i schon, bei der Frau Regierungsrat Schwedler in der Schellingstraßen, wann i nur wüßt, wie i hinkäm?"

„Das finden Sie nicht, da müssen Sie mit der Trambahn fahren. Ich werde es ihnen schon zeigen."

Nun ging sie neben der Frau, nur mit Mühe ihre Furcht bezwingend, über den Fahrdamm nach der Haltestelle und bald kam eine Bahn.

„Schaffner, sein Sie so gut, sagen Sie dem Madel, wo sie aussteigen muß. Sie will nach der Schellingstraße."

„Kimmens eini, i werds schon sagen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Mann, der den Expreß einholte.

Ein Kriminalabenteuer von **Hermann Reinecke.**

„Verdammtes Wetter!" fluchte Svensson vor sich hin und wickelte die Pellerine fester um den Leib. „In einer solchen Nacht Bahnhofsdienst tun, brrr..."

Der Sturm heulte und peitschte den Regen in wilden Böen über das Glasdach des kleinen schwedischen Bahnhofs, als der Expreß nach dem Süden einlief. Eigentlich war der Ort viel zu klein für eine D-Zug-Station, aber da sich zufällig hier drei Linien kreuzten, mußte gehalten werden.

Da niemand einstieg und demzufolge auch keine Bagage abzufertigen war, dampfte der Zug nach anderthalb Minuten wieder aus der Halle. Rrrr... das Rattern der Räder verlor sich im dicken Nebel der Nacht — — —

Zehn Minuten später saß Svensson auf seiner Bank und zählte die Fahrkartenkasse, als plötzlich ein Mann aus dem Dunkel tauchte. Er trug einen Sportanzug, hatte eine Handtasche und starrte wortlos auf die leeren Schienen, die das Licht der einzigen Bogenlampe widerspiegelten.

„Um Himmelswillen", rief er auf einmal, „der Expreß ist doch nicht etwa weg?"

„Doch!" nickte Svensson. „Vor zehn Minuten, Herr!"
„Dann halten Sie ihn an!" schrie der Mann.
„Was?" sagte Svensson und nahm die Pfeife aus dem Mund. „Den Expreßzug anhalten? Sie sind wohl nicht ..."

„Doch, ich bin bei Sinnen", schrie der Mann im Sportanzug. „Sie müssen den D-Zug anhalten, ich muß ihn erreichen! Meine kranke Frau sitzt mutterseelenallein im Abteil. Ich dachte, hier wäre ein Lokomotivwechsel und ging hinaus, um frische Luft zu schöpfen. Auf einmal ist der Zug weg! Was soll meine kranke Frau ohne mich anfangen? Ich begleite sie nach der Schweiz, ins Lungensanatorium. Hören Sie, was ich sage: Der Expreß muß angehalten werden!" Der Mann war außer sich und keuchte in wilden Stößen.

„Ausgeschlossen!" sagte Svensson. „Es tut mir ja sehr leid — aber weg ist weg, daran läßt sich nichts ändern."

„Dann lassen Sie einen Extrazug laufen!"

In diesem Augenblick kam der Stationsvorsteher dazu. „Extrazug?" fing er auf. „Haben Sie denn eine Ahnung, was der kostet?"

„Ist mir egal!" schrie der Reisende, der den Zug verpaßt hatte. „Geld darf keine Rolle dabei spielen!" Und damit zerrte er ein Bündel Banknoten aus seiner Brieftasche und hielt sie dem Stationsvorsteher hin. „Ich zahle alles, wenn Sie mich zu meiner Frau bringen!"

„Na, schön", entschied der Vorsteher, „Petrus wird die neue Ersatzlokomotive aus dem Schuppen holen, und Sie, Svensson, begleiten ihn auf der Fahrt. Los! Sehen Sie zu, daß Sie den D-Zug erwischen — — —"

„So ein Blödsinn ist mir auch noch nicht vorgekommen!" zischte Svensson eine halbe Stunde später dem Lokomotivführer Petrus zu, als die Maschine über die dunklen Schienen donnerte und in rasender Fahrt Kilometer um Kilometer fraß. „Der Mann hätte sich doch ein Auto mieten können."

„Auto?" lachte der Lokomotivführer. „In unserem Nest? Daß ich nicht lache! Nein, ich bin zufrieden mit der nächtlichen Fahrt. Ich habe es satt, immer nur Nebenlinien zu fahren. Das hier ist so richtig etwas Abenteuerliches für mich! Ich bin gespannt, ob es mir glückt, den Expreß einzuholen. Es wird verdammt schwer sein. Eine halbe Stunde Vorsprung hat er jetzt."

„Sie müssen es schaffen!" warf der Reisende ein, der mit der Hand an der Lokomotivstange stand und verbissen ins Dunkle der Nacht starrte. „Ich zahle jede Belohnung, wenn wir zurechtkommen!"

Weiter raste das schwarze Ungetüm durch die Nacht. Mit ungeheurem Getöse donnerte es über die Weichen, schlug Bogen um Güterzüge, die liegen geblieben waren, fing hier und da den verwunderten Blick von Bahnwächtern auf, die telephonisch verständigt waren und dennoch an einen nächtlichen bösen Spuk glaubten — — immer weiter gen Süden, wohin auch der Expreß raste, um den Anschluß an die Fähre nach Saßnitz zu gewinnen!

Morgens um sechs sprang ein Reisender mit kohlschwarzem Gesicht von einer Lokomotive und eilte in wilden Sprüngen hinüber zum Expreß, der gerade aus der Halle dampfen wollte. Tür aufgerissen, einige Schritte mitgerannt, dann ein mächtiger Sprung, und der Mann hatte es geschafft. —

„Freut mich, der Eisenbahn einen Nebenverdienst von tausend Kronen verschafft zu haben!" sagte Petrus, als er dem Bahnhofsvorsteher die zehn braunen Hundertkronenscheine in die Hand drückte.

„Was?" schrie der Vorsteher, „Sie sind der größte Idiot, der mir je vorgekommen ist! Wissen Sie, wem Sie in den Expreß verholfen haben? Dem berüchtigten Einbrecher Willumsen! Er hat die Bank von Vegeested geplündert, fuhr dann mit einem geraubten Fahrrad zu Ihrer Station, und Sie lieferten ihn hier prompt ab. Menschenskind, wie konntet Ihr alle Euch so einen Bären aufbinden lassen?"

— „Na, du Stümper!" begrüßte Svensson drei Tage später seinen Kollegen. „Den Namen wirst du wohl jetzt immer behalten. Ich war ja gleich gegen die ganze Sache!"

„Und gerade deshalb selber ein Stümper!" lachte der Lokomotivführer über das ganze Gesicht. Hast du noch nicht gehört, daß sie den Burschen doch noch erwischt haben? In Trälleborg glatt an der Fähre verhaftet. Ist gar nicht erst nach Deutschland gekommen."

„Na ja", meinte Svensson gedehnt, „bist so eben mit 'nem blauen Auge davongekommen."

„Dann möchte ich so ein blaues Auge öfter im Leben haben", lachte Peters. „Weißt du, was der Verwaltungsdirektor gemacht hat? Weil ich bei dieser Gelegenheit den Beweis dafür lieferte, daß der Expreß, wie der Direktor schon immer verlangte, eine halbe Stunde schneller sein kann und dadurch schnelleren Anschluß nach Deutschland gewinnt, bin ich zum Führer des Expreß befördert worden, und unser Vorsteher, der den Fahrbefehl gab, kriegt einen Verweis. Nebenbei bemerkt, verdiene ich monatlich hundert Kronen an dieser Beförderung. Na — und wer ist jetzt der Stümper — —?"

Der fliegende Hecht.

Heitere Kindergeschichte von **Günther Birkenfeld.**

Die kleine Hertha kauert auf dem Buddelplatz und drückt gelangweilt die Patschen in den Sand. Peter, ihr Spielkamerad, trödelt drüben im Schatten der Häuserzeile dahin und beißt herzhaft in den Blaubeerkuchen, der Mund und Wangen tintig färbt. Hertha ruft und winkt den Freund herbei. Er soll mit ihr backen.

Peter hat jedoch etwas Besseres vor. „Eine ganz große Sache!" Dabei winkelt er den Arm vor der Spatzenbrust. Jetzt wären doch nämlich die Zigeuner mit ihrem Zirkus wieder da. Und ihre Pferde weideten hinten auf der Kanalwiese. Da hätte man mit dem Hans und mit dem Willi verabredet, den schönsten Rappen mal so ein bißchen einzufangen. Peter zieht eine lange Schnur hervor, die bereits zum Lasso geknüpft ist, und läßt sie über dem Leinenhut wirbeln, der Herthas blonden Lockenschopf vor der glühenden Nachmittagssonne schützt.

„Au, fein!" ruft die Kleine begeistert. „Da komme ich mit."

„Ausgeschlossen", erwidert der Junge bündig.

„Aber weshalb denn nicht?"

„Erstens, weil du nur ein Mädchen bist. Und zweitens bist du grade erst vier Jahre alt."

„Und du? Du bist ja auch man eben erst fünf!"

Dafür sei er aber ein Junge, versetzt Peter würdig. Und ein Junge von fünf wäre soviel wie ein Mädchen von zehn. „Außerdem sind diese Zigeunerpferde mächtig wild", tröstet Peter die Schmollende. „Die schlagen und beißen, daß dir

Hören und Sehen vergeht. Am Ende spießen sie dich gar..." auf ihre Hörner, wollte er fortfahren, besinnt sich aber und fragt schnell: „Was wolltest du denn eigentlich backen?"

„Vielleicht erstmal einen Hecht? Bei uns gab es heute Hecht mit Kügelchentunke." Durch genaue Beschreibung der Kaperntunke versucht Hertha, dem Freunde den Mund wässrig zu machen auf ihren Sandhecht.

„Na, meinetwegen. Ein paar Minuten habe ich wohl noch Zeit", sagt Peter gnädig. In Wahrheit scheint ihm diese Galgenfrist vor dem Abenteuer mit den schlagenden und beißenden Zigeunerpferden ganz angenehm zu sein. Mit eifrigen Händen backen die beiden den Hecht. Sie schweigen und blicken so ernsthaft drein wie der Ingenieur auf den werdenden Entwurf einer Brücke, wie die Hausfrau auf die mählich sich bräunende Gans...

Indem der Hecht im groben bereits zu erkennen ist — er ähnelt eher einem Pottwal —, meint Peter warnend: „Jetzt müssen wir aber scharf aufpassen, daß er uns nicht davonfliegt."

„Ach du! Hechte können doch gar nicht fliegen", ruft das Mädchen und lacht hellauf.

„Ach, was du nicht sagst! Dann bin ich also ein Lügner. Und doch könnten sie fliegen. Immmerzu. Du hast wohl noch nie was von fliegenden Fischen gehört? Nein, du bist aber wirklich zu dumm! — Als ich mit Onkel Walter in Hamburg war, und als wir da im Motorboot durch den Hafen gefahren sind, da habe ich den Zeigefinger nur mal grade ins Wasser gesteckt. Bautz, stürzte ein ganzes Rudel Hechte sofort auf ihn zu. Das waren mindestens an fünf Familien mit jedesmal zehn Kindern. Da hab ich den Finger aber ganz schnell hochgezogen. Und da sind die fünf Familien mit all ihren Kindern hinter ihm drein in die Luft geflogen und immerzu rund um das Boot herum. Und dabei haben sie ja dann auch Tante Grete den neuen Hut mit den schönen Kirschen drauf vom Kopf gerissen. Und die Kirschen haben sie abgefressen..."

Weit und vergißmeinnichtblau haften Herthas Augen an den Lippen des Jungen, der selbst sichtlich hingerissen ist von seinen Erlebnissen mit den fliegenden Hechten. Während Hertha säuberliche Wellenlinien in den Leib des Sandhechtes zeichnet, fährt Peter, Zähne aus Kieselstein in das breite Maul drückend, in seinem Berichte fort: „Aber das Fliegen, das ist ja noch gar nicht das Tollste gewesen — —"

„Wo sie doch nun aber keine Flügel haben?" wagt die Kleine einen letzten Zweifel laut werden zu lassen.

„Brauchen Sie auch nicht. Sie fliegen doch mit dem Schwung, mit dem Wuppdich, verstehst du. Ein Ball, den du in die Luft wirfst, hat doch auch keine Flügel."

Das Mädchen nickt, senkt beschämt den Leinenhut und sagt bewundernd: „Nein, Peterle, was bist du klug!"

Des Jungen Augen gleichen jetzt denen eines Dichters, der sich mit jedem folgenden Worte nur immer selbst zu übertreffen vermeint: „Also, wie gesagt, sie konnten noch viel, viel mehr als fliegen, die Hechte. Nämlich pfeifen und richtig zwitschern. Hechte sind ganz furchtbar musikalisch..."

„Und was sind das nun für Lieder, die sie da so blasen?"

„Ach alles, einfach alles. Was sie grad von den Matrosen und von den Kapellen auf den Dampfern so hören. „Kommt ein Vogel geflogen" und „Nun ade, du mein lieb Heimatland"."

„Und was pfiffen deine Hechte?"

„Ach, du lieber Augustin."

„Nein! Jetzt lügst du aber!" ruft unvermittelt die Kleine, springt auf und zertritt dabei die Hinterflosse des Sandhechts. Ihre Wangen flammen vor Empörung.

„So? Ich lüge also?" ruft Peter tief gekränkt und springt gleichfalls auf. „Warte nur! Mit dir backe ich in meinem ganzen Leben keinen Hecht mehr. Das hat man nun davon, wenn man zu euch dummen Trinen nett ist. Wo ich doch längst meinen Rappen hätte fangen können. Jetzt ist es beinahe schon zu spät dazu."

Er läuft davon und pfeift recht laut den „lieben Augustin" vor sich hin. Hinter der nächsten Ecke zieht er seinen Lasso hervor und versucht vergeblich, ihn über den Pfosten des Gartenzauns zu werfen.

Hertha indessen hat unter Tränen und vielen leisen Seufzern die Hinterflosse wieder hergestellt, bückt sich sodann neben den Kopf des Hechtes und bittet schmeichelnd in sein zahnreiches Maul: „Flieg doch, Hechterle, flieg!" Nachdem auch alle ermunternden Klapse auf den Rücken ohne Erfolg blieben, stößt die Kleine den Sandhecht mit zornigen Füßen auseinander und ruft unter erneuten Tränenstürzen über den Sandplatz hin: „Und doch! Und doch ist er ein Lügner!"



Bunte Chronik



Vier französische Kolonialbeamte in der Wüste verdurstet.

Vier junge französische Kolonialbeamte aus Dakar (Senegambien sind nach in Paris eingetroffenen Meldungen in den Wüsten des Sudan verdurstet. Man wartet fieberhaft auf Einzelheiten, die man von den englischen Kolonialbehörden zu erhalten hofft. Aus dem letzten Schreiben eines Beamten geht hervor, daß die Verunglückten, die einen achtmonatigen Heimaturlaub erhalten hatten, mit einem Raupenwagen den schwarzen Kontinent durchqueren und bis zum Nil vorstoßen wollten um von Ägypten aus die Heimreise zu Schiff fortzusetzen.

*

Flaschenpost macht zum Millionär.

Fast vier Jahrzehnte sind verstrichen, seit ein nach Australien fahrender englischer Dreimaster mit Mann und Maus unterging. Weder von dem Schiff selbst noch von seiner Besatzung hat man seither je wieder gehört, bis kürzlich am Strande einer der Samoa-Inseln eine Flaschenpost aufgefunden wurde. Wie die nähere Untersuchung ergab, enthielt sie den letzten Willen des Kapitäns des vor so langer Zeit verunglückten Fahrzeugs. Da der alte Seebär keine eigenen nahen Verwandten hatte, setzte er den Sohn eines Jugendfreundes zum Alleinerben ein. Dieser, ein Herr Colbridge, war über die unerwartete Erbschaft nicht wenig verwundert, aber doch sehr erfreut, dürfte die ihm zufallende Summe infolge der in den vier Jahrzehnten aufgelaufenen Zinsen doch etwa zwei Millionen Mark ausmachen. Da er aber bereits mehr als 80 Jahre zählt, wird er sich schwerlich lange an dem Gelde freuen können.

*

Die sechs Sekretärinnen des englischen Königs.

Der Einlauf an Postsendungen im Buckingham-Palast, der Residenz des englischen Königs, ist auch in normalen Zeiten, wenn nicht aus allen Weltgegenden die Glückwunschbriefe und Bittschriften eingehen, außerordentlich groß. Natürlich gelangen nur wenige dieser Briefe vor die Augen des Herrschers. Aber jede Sendung wird gründlich überprüft und der zuständigen Behörde überwiesen. Die Besuche, Bettelbriefe, Ansuchen um die Verleihung des Titels eines „Hoflieferanten", Gnadengesuche usw., werden einer Kommission überwiesen, deren Vorsitz der erste Sekretär des Königs, Sir Clive Wigram, führt.

Jeder Brief wird beantwortet; die wichtigsten Schriftstücke werden allerdings dem König vorgelegt. Auf einem großen Tisch im Arbeitszimmer Georgs V. liegen die täglich einlangenden führenden Tageszeitungen Englands und des Auslandes. Keines dieser Blätter wird irgendeiner Zensur unterworfen, so daß der König die Möglichkeit hat, sich ein vollkommen objektives Bild über die öffentliche Meinung im In- und Ausland zu machen.

Die Privatkorrespondenz des Königs erledigen sechs Sekretärinnen, die von 9 Uhr morgens bis in die späten Abendstunden beschäftigt sind. Auch sie unterstehen der Leitung Sir Clive Wigrams. Ihre Namen werden vor der Öffentlichkeit streng geheim gehalten.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.